

Brief an Herrn F.T. Gubler in Verbund- Angelegenheiten

Objektyp: **AssociationNews**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **17 (1930)**

Heft 1

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Brief an Herrn F. T. Gubler in Werkbund-Angelegenheiten

Ursprünglich war eine schriftliche Diskussion geplant über das Thema «Der Künstler und die Allgemeinheit» an Stelle der mündlichen, die auf den Vortrag dieses Titels an der Werkbundtagung in Neuveville hätte folgen sollen. Es war dann keine Zeit mehr dazu, und vielleicht war es auch besser so, weil ja Debatten über so umfassende Fragen gern ins Uferlose zerfließen; nun hat aber Hans Schmidt keine Zeit mehr gefunden, seine Thesen schon für dieses Heft druckfertig zu machen, und so müssen wir also auf eine spätere Gelegenheit versparen, was sachlich dazu zu sagen wäre. Aber ich möchte Ihnen hier eine andere Frage vorlegen, die mich nach dem Vortrag lang beschäftigt hat und mich noch immer beschäftigt.

Die ganz primitive Frage nämlich: wem ist mit solchen Vorträgen in irgendeiner Richtung geholfen? wer hat etwas davon? Sechzig Werkbundmitglieder sind in das abgelegene Neuveville gefahren, Architekten, Kunstgewerbler verschiedener Nuance, einige Maler, Industrielle, alle in der Meinung, in ihrer Arbeit, in ihrem wie immer gefärbten «Idealismus», in ihrem Existenzgefühl als «Künstler» oder «Kunstfreunde» bestärkt zu werden — ich weiss, das sind lauter überaus fragwürdige Begriffe, die sehr altmodisch-bürgerlich klingen, und die ich nur ganz vorläufig, zwischen den Fingerspitzen der Führungszeichen, und sozusagen umschwirrt von einem Fliegenschwarm von Fragezeichen, hersetze. Und nun kann ich bis heute den peinlichen Eindruck nicht loswerden, dass wir diese sechzig Arglosen nach Neuveville gelockt haben wie in eine Mördergrube, um ihnen dort in aller Höflichkeit natürlich, voller Sympathie und unter geistreichen Argumenten eins mit der Keule auf den Schädel zu geben. Denn genau so muss der Vortrag von Hans Schmidt auf jeden künstlerisch tätigen Hörer gewirkt haben, und die Broschüre von Dr. Georg Schmidt, die da verteilt wurde, war ein Schlag auf den gleichen Keil wie seinerzeit schon der peinliche Vortrag von Mart Stam in Zürich. Denn alle diese Vorträge liefen auf mehr oder weniger theoretisch ausgebaute Verneinungen der Daseinsberechtigung der Künstler und der Kunst hinaus — beide Wörter mit den gleichen Vorsichtsmassregeln auszusprechen wie vorhin — und wenn man auch, wie Hans Schmidt, die Möglichkeit künstlerischer Betätigung irgendwo theoretisch gelten lässt, alle ihre heutigen tatsächlichen Aeusserungsmöglichkeiten aber verwirft, so ist dem lebendigen Menschen mit diesem abstrakten Trost wenig geholfen.

Wir wollen die Moral von der Geschichte nicht auf den Schluss versparen, sondern gleich hierhersetzen und einmal annehmen, alles, was da gesagt wurde, sei objektiv richtig: war da die Werkbundtagung wirklich der Ort,

alle diese Verneinungen, diesen ganzen tristen Nihilismus schon wieder auszubreiten? Sie wissen, dass ich kein Freund von Schützenfestreden bin, mit ihrem «verruhten Optimismus»; und bittere Wahrheiten sind eine heilsame Sache, wenn sie noch so unangenehm schmecken. Aber jede Therapie ist eine Frage der Zweckmässigkeit und nicht *art pour l'art*, das heisst, es kommt in erster Linie auf den Patienten an und auf die Dosierung, nicht auf die theoretische Richtigkeit der Heilmethode in abstracto. Wenn man einem jungen Mann, der Maler werden will, nach Kräften die trostlosen Aussichten dieses Berufs vor Augen führt und sich bemüht, ihn einem anderen Beruf zuzuführen, so ist das in neun von zehn Fällen das Richtige. Wenn aber einer, womöglich unter schweren Entbehrungen und im Gefühl, damit eine ihm auferlegte Pflicht zu erfüllen, trotz allem einen künstlerischen Beruf ergriffen hat, wenn ein Kunstgewerbler unter täglichen Kompromissen und Demütigungen in seinen besten Stunden trotz allem das Bewusstsein hat, aus freien Stücken und nicht dem Geld und der Eitelkeit zuliebe eine Arbeit so gut zu machen, als es ihm möglich ist, so ist es doch wohl nicht nötig, dieses Zentrum der Lebens-Spannung im künstlerischen Menschen ausgerechnet an einer Werkbundtagung zu zertrampeln.

Diese Leute kennen die Bindung ihrer Arbeit an die Gesellschaftsformen, an Kapital und Mode und Konjunktur besser als irgend ein Vortragender, und trotzdem haben sie die persönliche Gewissheit, die über allen noch so klugen Gegenargumenten steht, dass gerade ihr Wesentlichstes, eben ihre wenn auch noch so bescheidene und unter Alltagsnotwendigkeiten und -schwächen verschüttete schöpferische Berufung mit alledem nichts zu tun hat. Und so predigen denn solche Vorträge tauben Ohren, und das mit Recht, und es lohnt sich vielleicht überhaupt nicht, theoretisch über die wirtschaftlichen Bindungen der Kunst zu philosophieren, sofern man nicht handgreiflich praktische Vorschläge machen und unmittelbar helfen kann.

Ich habe den sehr bestimmten Eindruck, dass der Werkbund einer bösen und unfruchtbaren Krisis entgegen-schlittert, wenn wir uns weiterhin darauf versteifen, die letzten Fragen des Weltgefüges mit Vorträgen «abzuklären». Denn ob sich solche Verträge im einzelnen logischer und sonstiger Argumente bedienen: ihrer «inneren Form» nach sind sie theologischer Natur, sie verkünden einen Glauben und wollen dazu bekehren: gerade das aber scheint mir nicht Aufgabe des Werkbundes zu sein. Auch die objektiven Tatsachen kommen durch die grelle Verzerrung, die sie nur schon der Deutlichkeit zuliebe in solchen Vorträgen erfahren müssen, in eine bengalische Beleuchtung von Missionseifer und

Partei-propaganda, unter der die Sachlichkeit leidet, auf die es ankäme. Ich nehme davon auch meine eigenen Vorträge nicht aus — es ist ein Uebel, das dem Vortraghalten als solchem anhaftet. Wem ist beispielsweise mit den paar historischen Anekdotchen gedient, die man in so einer Stunde zur Stützung seiner Meinung anführen kann? Sie wirken bestenfalls verblüffend, sie blenden, weil der auf diesen speziellen Brillanteffekt nicht eigens vorbereitete Gegner ein passendes Gegen-Anekdotchen nicht gerade präsent hat — das sich bei einigem Suchen unfehlbar finden würde. Wenn einer schon davon überzeugt ist, dass am Dreizehnten alles schief geht, so wird er zum Beweis vollgültige historische Unglücksfälle anführen können, die sich an diesem Unglücksdatum zugetragen haben — und die übrigen sind eben einfach «uninteressant» und «atypisch». Mit dem nötigen Zynismus lässt sich aus der Historie schlechterdings alles «beweisen» wie mit Bibelsprüchen; das ist kein Einwand gegen die Historie, sondern ein Hinweis, dass sie ein viel zu komplexes, viel zu verantwortungsvolles Gebiet ist, als dass man ad usum irgendeines momentanen Bedürfnisses ein Stündchen darin herumplätschern dürfte. Das geht, wie gesagt, nicht nur auf den Vortrag Schmidt, sondern ebenso auf meine eigenen Vorträge und auf alle Vorträge dieser Art. Wenn ich über moderne Architektur und Tradition predige, so zeige ich eben auch klassische Paläste und Louis XIV. und die Meierei im Trianon, und nachher habe ich meistens so etwas wie eine leise Uebelkeit, weil alle diese Dinge in der einseitigen Beleuchtung, in der ich sie gerade brauchte, entsetzlich verzeichnet sind, sodass man eigentlich über jeden einzelnen dieser Punkte wieder einen besonderen Vortrag halten müsste, um ihn ins richtige Licht zu setzen. Und wenn dann erst noch — sagen wir «unbefangener» — Propagandaredner dieses an sich schon grobe historische Material mit noch krasserer Vergrößerung ausbeuten, so verdichtet sich die leise Uebelkeit zu massivem Brechreiz.

Um nach diesem Exkurs auf Neuveville zurückzukommen: Das einzige Ergebnis dieser weltanschaulichen Vorträge ist unfruchtbare Parteiung unter den Werkbundmitgliedern, die eigentlich zusammengekommen sind, um gemeinsame Interessen zu besprechen. Wie war es in Neuveville? und wie ist es an Werkbundversammlungen meistens? Die Gesellschaft bröseln in Gruppen und Grüppchen auseinander; in der einen Ecke schöpeln ein paar ältere Herren, in der andern erörtern berufstätige Damen Saffa-Nachklänge, in der dritten tagt eine Zelle von Edelkommunisten, und das alles hat einen Anstrich von Verschwörung, von gegenseitigem Misstrauen und gegenseitigem Hochmut: man hört förmlich die Helmbüsche der verschiedenen Avantgarde- und Arrière-

garde-Pathosse im Pulverdampf des Zigarettenrauches flattern.

Schon traut sich niemand mehr eine harmlos-private menschlich-offene Meinung zu haben. Sondern man sagt «Wir». Man spricht «im Namen von —», man konstituiert sich feierlich als «Minderheit», die «offiziell» irgendeinen «Protest zu Protokoll gibt». Manchmal ist dieses «Wir» ein Plural majestatis, und manchmal ein Plural der Bescheidenheit, meistens aber ein Plural der Rücken- deckung, der Verkrampfung, der Parteiparole, mit dem man sich die Möglichkeit einer Meinungsänderung von vornherein und ein- für allemal abschneidet. Denn «ich» könnte mich ja schliesslich geirrt haben und mich davon überzeugen lassen, aber «Wir» haben eine abgemachte, gestempelte, zu Musterschutz gegebene unfehlbare Kollektivmeinung, die man manifestieren, nicht aber diskutieren kann, und besserer Einsicht zu folgen wird zum Verrat an dieser Kollektivität.

Dieser vollkommene Mangel an menschlicher Entspannung hat, wie gesagt, seine guten Gründe. Weltanschauungs- Vorträge und -Debatten gehen eben nur scheinbar um beweis- und begründbare Tatsachen, in Wirklichkeit aber um Glaubensfragen, die an das seelische Fundament jedes Einzelnen rühren. Und darum hört hier die kühle Sachlichkeit auf allen Seiten auf, jeder verkrampft sich auf seiner Position und sieht sich nach dem Sukkurs seiner Glaubensbrüder und den Heerscharen seines Avant- bzw. Arrière-Garde-Regimentes um: daher dieses krampfhaft-kollektive «Wir» und diese prinzipielle Weigerung, den Gegner auch nur zu hören und menschlich gelten zu lassen.

Ich glaube darum, dass der Werkbund gut daran täte, das ganze Gebiet des Weltanschaulichen und die «Abklärung» der letzten Dinge auf soziologischem, philosophischem, historischem Boden von seiner Traktanden- liste abzusetzen und diese Hintergründe auf sich beruhen zu lassen, über die man sich ewig nie wird einigen können. Wogegen an den bescheidenen Fragen des Tages auch solche friedlich und fruchtbar zusammenarbeiten können, die im übrigen auf ganz verschiedenen Wegen ihren himmlischen oder irdischen Paradiesen zustreben. Sie finden das vielleicht oberflächlich, aber Sie wissen, dass ich mich im Grund ja auch für diese Fragen vielleicht mehr interessiere als gut ist, und privatim interessiert sich gewiss und hoffentlich jedes Werkbundmitglied auch dafür, damit ist aber noch nicht gesagt, dass diese Fragen auch als Vereinstraktanden taugen. Auch die Meerschiffe kommen darum ans Ziel, weil sie sich an der Oberfläche genügen lassen, die sie unmittelbar angeht, obwohl darunter sehr interessante Abgründe nur darauf warten — —.

Und nun möchte ich Sie bloss noch bitten, Obiges nicht

etwa als die «offizielle» «Stellungnahme» «der Redaktion» zu nehmen, sondern als die ganz private Meinung Ihres in guter Freundschaft ergebenden

Peter Meyer.

P. S.

Diese Epistel war schon geschrieben, als die Nachricht kam, Sie wollten den Werkbund verlassen, um einer Berufung an die Redaktion der «Frankfurter Zeitung» nach Frankfurt zu folgen. Sie werden vom S. W. B.-Vorstand zweifellos einen schönen Nachruf kriegen, dem ich

Kunsthau Zürich

Es wirkt nur schon erfrischend, nach dem Sammelsurium der vorigen Ausstellung Bilderfamilien zu sehen, deren Mitglieder sich gegenseitig in ihrer Gesamthaltung stützen, statt sich gegenseitig totzuschlagen. Von *Karl Hügin* gibt es kleine, fast aquarellhafte Bilder von einer gewissen skurrilen Einfachheit; aufmarschierende Neger-soldaten zwischen den Fässerstapeln im Hafens, Diplomateneinpänge, der Mensch stets im Plural, als Typus, als graphisches Element, nicht als Person. Sehr schöne Meerbilder mit Hafenanlagen, deren technische Veranstaltungen, Dämme, Wellenbrecher, Schiffe, den Maler stark interessieren. Von *Otto Baumberger* vor allem Landschaften, in denen die Gefahr der plakatiert ins Bengalische forcierten Farbe und Form immer mehr überwunden wird zugunsten einer uninteressierteren, intensiven Hingabe an die Bildidee. Die «Föhnlandschaften», das regentrübe «Limmattal» und die Landschaften, besonders auch die prächtigen Aquaralle aus dem Tessin, sind viel gelöster als die Stilleben und Porträtköpfe. Schade, dass Baumberger auch die Zeichnungen «Variationen» ausgestellt hat: das ist gerade der falsche Mystizismus und die Tendenzkunst in Reinkultur, deren Verschwinden die Landschaften so gut macht. Die Landschaften von *Reinhold Kündig* sind erstaunlich intensiv und unroutiniert, neben ganz intim durchgearbeiteten Partien, besonders Vordergründen, kann es auf dem gleichen Bild Stellen geben, die den Maler nicht interessiert haben und die dann fast ans Kitschige streifen. Dafür haben die besten Bilder eine merkwürdige Tiefe und die echte Mystik, die aus der Versenkung in den Gegenstand, nicht aus einem Rezept kommt. *Konrad Schmid* stellt Hafens- und Vorstadtszenen aus, zweifelhafte Quartiere fast à la Kubin, gemalt in einer dem Gegenstand kongenischen Tonart, deren Farben immer gleich wieder ins Graue oder Braune umstehen; und in einem weichen, verflochtenen Pinselstrich, der etwas vom Tanz an sich hat. Von *Hermann Haller* gibt es eine grosse goldene dekorative und ziemlich leere Parkfigur, und von *Jakob Probst* viele Plastiken französischer Schulung. *pm.*

nicht vorgreifen will, und so sei hier nur der Wunsch angefügt, dass dadurch Ihre Beziehungen zum Werkbund und zum «Werk» nicht abgebrochen, sondern im Gegenteil bereichert sein mögen, denn wir in der Schweiz haben nötig, von den Ideen aus dem Reich aus unserer Neigung zur behäbigen Ruhe immer wieder aufgerüttelt zu werden, wogegen man «im Reich» umgekehrt die Qualitäten unserer unerschütterten kulturellen Kontinuität offenbar zu schätzen weiss: wie Ihre Berufung zeigt.

Pro Juventute-Marken

Wer Briefmarken sammelt, tut es nicht aus Kunstbedürfnis, sondern aus stilisierter Pedanterie, aus Profitlichkeit oder Langeweile; und so soll der Fall nicht weiter tragisch genommen werden. Die neuen Pro Juventute-Marken sind alle sehr hässliche Verlegenheitsprodukte; gerade die Dreissigermarke, die ins Ausland geht, ist aber so kläglich ausgefallen, dass es sich immerhin verlohnt, sie schandenhalber abzubilden. In einem Land, dessen Gebrauchsgraphik vom Plakat bis zur Geschäftskarte sich wirklich sehen lassen darf, und das eine stattliche Zahl sehr tüchtiger Graphiker besitzt, kann ein solcher Inbegriff von Hilflosigkeit wohl nur von amtlicher Seite geboren werden. Etwas Dümmeres als diese Jugendstil-Inschriften, und besonders die Zickzack-Dreissig, lässt sich wirklich nicht mehr ausdenken: wie ist dieses Kunstprodukt wohl zustande gekommen? Sehr komisch ist bei den anderen Marken mit den Landschaftsbildern der Stern zwischen PRO und JUVENTUTE. Obwohl die zwei Wörter zusammengehören, hat der symmetriebegeisterte Lithographenlehrling, der die Sache montiert zu haben scheint, den gleichen Trennungsstern hergesetzt, der vor der Jahrzahl Sinn hat. Das V von HELVETIA hat den dicken Strich am falschen Ort: man sollte für künftige Fälle einen finden, der wenigstens das Alphabet der lateinischen Grossbuchstaben beherrscht: mehr wollen wir ja nicht verlangen. *pm.*

